

Ludwig Gumpłowicz und Gustav Ratzenhofer

Mit Verwendung der bisher ungedruckten, von Gustav Ratzenhofer jun.
verfaßten Biographie seines Vaters

Von HANS LOHBERGER

Durch das Vertrauen der Familie Ratzenhofer bin ich in der Lage, ein Kapitel der vorläufig nur handschriftlich erhaltenen, 1908 von seinem gleichnamigen Sohn verfaßten Biographie Gustav Ratzenhofers zugänglich zu machen. Es handelt sich hierbei um die Schilderung des Verhältnisses zwischen Gustav Ratzenhofer und Ludwig Gumpłowicz, welch letzterer durch beinahe 35 Jahre Universitätsprofessor in Graz gewesen ist.

Dieser Arbeit kommt um so größere Bedeutung zu, als sowohl Ratzenhofers Tagebücher wie auch sein umfangreicher Briefwechsel mit Gumpłowicz von den Bomben des Zweiten Weltkrieges vernichtet wurden. Einzig das erwähnte biographische Manuskript, das auf diesen verlorenen Papieren fußt, blieb durch einen Glücksfall erhalten und bietet noch heute Einblick in nicht mehr vorhandene Bestände: als eine Quelle höchsten Wertes für die Erkenntnis zweier hervorragender österreichischer Persönlichkeiten. Hat doch Ludwig Gumpłowicz meines Wissens keine Aufzeichnungen über sich selbst hinterlassen.

Hofrat Dr. Gustav Ratzenhofer jun. teilte mir mit, daß beide Gelehrte „einander nie gesehen haben. Nach meines Vaters Tod (1904) nahm Gumpłowicz die Korrespondenz mit mir auf. Ich besuchte ihn in Graz 1908... Er war ein kleiner, leidender, freundlicher Herr, der mit Bewunderung von ‚Sr. Exzellenz‘, meinem Vater, sprach. Daß ich die ‚Soziologie‘ (aus dem Nachlaß) herausgab, geschah vornehmlich über sein Drängen.“

Gumpłowicz war 1838 in Krakau geboren. Über das Datum der Geburt herrscht keine Einhelligkeit. Neben dem 9. März wird der 3. und der — 23.¹ März angegeben. Nach Studienzeiten in Polen und auch in Wien kam er, laut Brockhaus und Salomon (Vorwort der „Ausgewählten Werke“, 1926) 1875, laut B. Zebrowski 1876 (siehe Anhang), als Privatdozent für Verwaltungswissenschaft und Verwaltungsrecht nach Graz, das er seit dieser Zeit kaum mehr verlassen hat. Schon in seiner ersten, maßgeblichen Schrift, in „Rasse und Staat“, 1875, begann er dem damals wirksam werdenden marxistischen Klassenkampfgedanken durch seine soziologische Theorie des „Rassenkampfes“ entgegenzuwirken. Vergewenwärtigen wir uns, um später selbst urteilen zu können, den Stand der Staatswissenschaften in den siebziger Jahren des vorigen

¹ Laut Verlassenschaftsakt. — Brockhaus setzt als Geburtsdatum den 9. März 1838, ebenso Prof. G. Salomon im „Vorwort des Herausgebers“ zu den 1926 erschienenen „Ausgewählten Werken“. — Bernhard Zebrowski gibt in seiner Bio-Bibliographie von 1926 den 3. März als Geburtsdatum an! — Das Unterrichtsministerium erwähnt in seiner Entschliebung vom 13. März 1908 den „8. März d. J.“ als den Tag, an dem Gumpłowicz sein „70. Lebensjahr vollendet“ hat. (Siehe Anhang!)

Jahrhunderts. Wir können drei Lehrmeinungen unterscheiden. Die erste leitet den Staat von der Familie her; die zweite läßt ihn von Einzelpersonlichkeiten, von Häuptlingen oder Heroen nach deren persönlichem Willen erschaffen sein; die dritte Lehrmeinung endlich hat ihre letzte und entsprechendste Verdeutlichung in Rousseaus „contrat social“, im „Gesellschaftsvertrag“, erfahren. Diese drei Staatstheorien findet Gumpłowicz vor und — verwirft sie: aus Gründen, die im einzelnen zu erörtern hier zu weit führte. Er findet diese Theorien nicht begründet, bloß wunschbequem und sogar unwahr. Er nimmt den tausendjährigen Geschichtsablauf und hält Menschheitsentwicklung, Staatenbildung und Kriege nebeneinander. Damit wird er zum eigentlichen Begründer einer deutschen Soziologie, jener seither aufkeimenden Wissenschaft, die Gumpłowicz auch „Naturgeschichte der Menschheit“ genannt hat. Naturgeschichte, denn Gumpłowicz vertrat die unabwendbare Unterlegenheit des Rechts gegenüber der Macht. Rechtsstaat? Eine Phrase, eine Illusion! Absolutes Recht, Staatsrecht? Welch doppelte Illusion! So zertrümmerte er vergötterte Vorstellungen der — Erkenntnis, der Wahrheit zuliebe. Der „Naturprozeß der Geschichte“ kenne keine „Moral“, nicht in den einzelnen Staaten und nicht zwischen ihnen.

Auf das alte Österreich lenkte Gumpłowicz sein besonderes Augenmerk: Wo hätte sich auch ein besseres Studienobjekt für den Soziologen geboten? Ehe er nach Graz berufen wurde, war er in Krakau durch Jahre Redakteur einer polnischen Zeitung gewesen, hatte über Nationalitätenrecht und Föderalismus geschrieben, welche Gedankengänge er schließlich in dem 1878 erschienenen Werk „Das Recht der Nationalitäten und Sprachen in Österreich-Ungarn“ abrundete und — im Einklang mit seinen wissenschaftlichen Erkenntnissen — abschloß. (Der Vergleich dieses Werkes mit Ratzenhofers 1899 erschienenen, äußerst gedankenreichen Broschüre „Was wollen, was können, was sollen die Deutschen im Donaureich?“, in welchem Ratzenhofer für eine deutsche Politik Österreichs, jedoch scharf gegen die Alldeutschen und Schönerer Stellung bezieht, drängt sich hier auf.) Gerade in diesem Werk über „Das Recht der Sprachen und Nationalitäten in Österreich-Ungarn“ wägt Gumpłowicz seine national-politischen und seine übernational-wissenschaftlichen Ambitionen aneinander ab. Dort der leidenschaftliche jungpolnische Politiker, der Galizien zum Kampf gegen die österreichische Zwingherrschaft aufruft; eine Leidenschaft, die seinem ersten, bahnbrechenden Werk „Rasse und Staat“ zugute kommt, in dem er, gleichsam noch als Politiker, in genialem Aperçu über alle bisherige Staatswissenschaft hinweg — Staatswissenschaft macht! — Hier bereits das Anliegen seiner folgenden Lebensjahre und -arbeit, den genialen Gedanken einer Vermählung von Staats- und Naturwissenschaft nun nachträglich ebenso temperamentvoll zu rechtfertigen, zu beweisen; erkannte, anerkannte er doch als den nicht minder revolutionären Standpunkt von da ab den, hart und klar und unerschrocken folgerichtig zu denken, gleich zu wessen Nutzen oder Schaden.

Gumpłowicz' Grundgedanke ist der: Staaten entstehen durch das Aufeinanderprallen zweier Rassen, die sich vorerst im Kampf messen und allmählich vermischen, so zwar, daß die kulturell höherstehende Rasse der anderen, oft gar nicht unterworfenen Gruppe Sprache und Gewohnheit aufprägt. Von da ab beruhigt sich der offene Kampf, er verebbt im politischen Ringen der Parteien; Rasse und Klasse, These und Antithese vereinen sich, indem sich zwi-

sehen Herren und Sklaven die synthetische Gruppe der handeltreibenden, mit beiden handeltreibenden Elementen einschleibt. Je weiter nun die Verschmelzung der ursprünglich gegnerischen Rassen fortschreitet, desto eher entsteht ein einheitliches neues Rassegebilde, und der Staat selbst übernimmt die Aufgabe einer Rasse: seine Expansionsbestrebung erscheint da wie ein ferngeleiteter, aber unvergessener völkischer Wandertrieb. Und ganz so wie ein alter, längst gekelterter Wein alljährlich in den Fässern zu gären beginnt, wenn draußen der Frühling den Saft in die Rebstöcke lockt, so wiederholt sich auch nun zwischen den einzelnen fertigen Staatsgebilden das, was sich zwischen den Rassen ereignet hat.

Diese Auslegung der Weltgeschichte mag im ersten Anhören wenig erfreulich klingen. Dennoch haben Gumpłowicz' Ausführungen etwas Beruhigendes an sich: der Autor spricht vom Sieg des rassemäßig und kulturell älteren, edleren Staates über den kulturell tiefer stehenden. Zudem faßt er den „kalten Götzen“ Staat als ein lebendiges Gebilde auf. Er billigt ihm eine Kindheit zu, ein Mannesalter des Kampfes und eine Greisenepoche der Ausgleichung der Rassengegensätze, ein Absterben in dieser Ausgleichung. Man sieht bereits: was Gumpłowicz für den Staat ausführt, brauchte Oswald Spengler bloß auf Kulturkreise zu übertragen. Erst nach Beendigung aller zwischen den verschiedenen Staaten und noch nicht vermischten Völkern bevorstehenden Rassenkämpfe erwägt Gumpłowicz, in weiter Ferne, die Möglichkeit einer befriedeten einheitlichen und einwilligen Menschenherde.

Gumpłowicz offenbarte damit in einer Epoche optimistisch-liberaler Selbstgefälligkeit die Ideologien der sogenannten Rechtsstaaten als versteckte Machtbestrebungen. Hätte man besser auf ihn gehört, man hätte in so mancher Beziehung und rechtzeitig vorzubauen vermocht. Aber an großen, unpropagandistischen, jedoch anspruchsvollen Wahrheiten sehen, wie Gumpłowicz feststellen mußte, die Menschen der Fachdisziplinen nur zu gern vorbei: zur Zeit des Auftauchens solcher Wahrheiten, weil man aus seinem gewohnten Trost gerissen werden könnte, und nachher, wenn diese Wahrheiten inzwischen bewiesen worden sind, aus Scham, sie so lange Zeit hindurch unterdrückt zu haben; alsdann baut man schleunig ein wenig weiter, ergänzt, und hat für das doch offensichtliche Plagiat einen neuen Namen und — Urheber.

Gumpłowicz selbst schreibt im Vorwort zur zweiten Auflage seines „Rassenkampfes“ (im Jahre 1909, seinem Todesjahr): „Als vor fast einem Menschenalter dieses Buch in erster Auflage erschien (1883), verzeichnete der deutsche Bücherkatalog zum erstenmal eine literarische Neuheit: ‚Soziologische Untersuchungen.‘ Darob gab es in gelehrten Kreisen, vornehmlich in Universitätskreisen, ein bedenkliches Kopfschütteln . . . der Fachmänner, gar, als der Verfasser zwei Jahre später . . . einen ‚Grundriß der Soziologie‘ folgen ließ. ‚Wie kann man einen Grundriß einer nicht existierenden Wissenschaft schreiben?‘ riefen wieder die ‚Fachmänner‘ in ihren kritischen Organen. Daß aber ‚Soziologie‘ gar keine ‚Wissenschaft‘ sei, das bewies ihnen ja klar und deutlich ein Blick in die akademischen Lektionskataloge! . . . Nun, auch seither ist schon beinahe ein Menschenalter verflossen; . . . von ‚soziologischen Untersuchungen‘ aber . . . wimmelt es heute an allen Ecken und Enden —, ja, gibt es denn heute noch irgendein Lebensgebiet, das nicht auch ‚soziologisch untersucht‘ wird? Statt nach einem Menschenalter außer Mode zu kommen . . . ist dieses Buch jetzt erst recht modern geworden, zumal dessen Untersuchungen dem ‚Rassen-

kampf' gelten — einem Thema, das auch erst in den letzten zwei Dezennien aktuell und modern wurde.“

Ja, modern, nicht nur in der Problematik zwischen Weißen und Farbigen, sondern nicht minder — im und nach dem Zweiten Weltkrieg — in Europa selbst. Nach blutigen nationalen Kriegen hoffen wir auf eine europäische Einigung. Und in diesem Sinne sollten wir Gumpowicz' Worte beherzigen, die er in einem Vortrag „Über das Naturgesetz der Staatenbildung“ 1875 in Graz vor deutschen Naturforschern und Ärzten über das damalige Klein-Europa Österreich-Ungarns und den Nationalstaat Klein-Deutschland sagte: „... es wird uns nicht Wunder nehmen, daß nach jahrhundertlangen Kämpfen mit slawischen Rassen heutzutage in Norddeutschland... ein kräftiger Staat entstanden ist... , der uns Österreichern stolz zuruft: ‚Seht! Wir sind ein einzig Volk von Brüdern!‘ — Wenn wir aber unser Naturgesetz der Staatenbildung im Auge behalten, dann werden wir nicht neidisch hinüberblicken... , denn wir werden ein klareres Verständnis haben für unseren Standpunkt und die große geschichtliche Aufgabe, welche uns zu Teil ward; wir werden es begreifen, daß wir zwar noch nicht am Ziele angelangt sind, wie die, die ihrer Einigkeit sich schon erfreuen, doch werden wir uns dafür mit der längeren und größeren Zukunft trösten, die unser nach schweren und vielleicht langen Rassenkämpfen noch wartet, und mit dem Gedanken, daß, wenn wir Österreicher noch kein einzig Volk von Brüdern sind, unsere Rassenkämpfe doch historische Berechtigung haben und gewiß mithelfen, eine große historische Aufgabe in der Zukunft zu lösen.“

So aktuell das Thema war und ist, das Gumpowicz zu seinem Thema gemacht hatte: der Autor selbst wurde vergessen. Wenige wissen, daß er seine entscheidenden fünfundsiebzig Lebensjahre in Graz verbrachte, wo er am 19. August 1909² starb. Wie viele sind in seine Schule gegangen, und wie wenige haben ihm gedankt oder ihn nur genannt. Nietzsche wurde stark durch ihn beeinflusst, nicht weniger Chamberlain³, der den Grazer Universitätsprofessor

² In den „Ausgewählten Werken“, Innsbruck 1926. Vorwort des Herausgebers (Prof. Dr. G. Salomon) p. VI, heißt es fälschlich: „Nachdem er sein letztes Werk, die ‚Sozialphilosophie‘, beendet hatte, schied er im März 1909 mit seiner erblindeten Gattin in gegenseitigem Einverständnis freiwillig aus dem Leben.“ Es herrscht also weder über Gumpowicz' Geburts- noch über sein Todesdatum Einigkeit. Gumpowicz trat, wie der Herausgeber selbst richtig betont — und beweist —, „mit seiner Person völlig zurück hinter sein Werk“.

³ „Ich habe, soviel mir bekannt, vor mehr als zwei Dezennien 1883 in meinem ‚Rassenkampf‘ ausführlich über Gobineaus Werk: ‚Essai sur l'Inégalité des Races‘, gehandelt. Seither hat Chamberlain (Grundlagen des 19. Jahrh.) auf Gobineau hingewiesen und eine Schar jüngerer ‚Rassentheoretiker‘ in Deutschland, darunter Woltmann, hat diesen geistreichen Franzosen auf den Schild gehoben als einen genialen Bahnbrecher der Rassentheorie; auch ist er ins Deutsche übersetzt worden und kam stark in Mode. Sollte ich auf ihn aufmerksam gemacht haben? Das kann ich nicht behaupten, da Chamberlain meinen ‚Rassenkampf‘ nicht zitiert. Sollte er dieses Buch nicht gekannt haben? Das kann ich nicht glauben. Der so riesig belese Verfasser der ‚Grundlagen des 19. Jahrhunderts‘, der sich soviel mit der Rassenfrage beschäftigt, wird wohl die ersten ‚soziologischen Untersuchungen‘ in deutscher Sprache über den ‚Rassenkampf‘, von dem er, wenn nicht aus den Feuilletons der ‚Neuen Freien Presse‘, August 1884, so doch aus dem ausführlichen Essay Brunetières in der ‚Revue de deux Mondes‘, Jänner 1893, Kenntnis erlangt haben mußte, sich angesehen haben. Die Verschweigung desselben in seinem Buch, in dem er soviel über Gobineau und Rassentheorie spricht, wird wohl sachliche Gründe gehabt haben.“ (L. Gumpowicz, „Geschichte der Staatstheorien“, 1905, Fußnote auf p. 542 in der Ausgabe von 1926.)

auf seine Weise verstand, deutete und — verschwie. Eine weitere Deutung erfuhr sein Forschen durch Franz Oppenheimer, der vor allem das soziale Element, die antimarxistische Haltung Gumpowicz' aufgriff. Für Oppenheimer ist Soziologie „soziale Physik“, Universalwissenschaft von der Geschichte der menschlichen Gesellschaft. Die dritte, von Gumpowicz freudig anerkannte Erweiterung erfuhr der „Rassenkampf“ durch Gustav Ratzenhofer, der als erster auch die Politik als einen Teil der „Soziologie“ verstanden wissen wollte und wissenschaftlich zu gestalten, vielleicht sogar zu beeinflussen versuchte.

Gustav Ratzenhofer war nach Herkunft, Umwelt, Erziehung, Schulbildung und Temperament von Gumpowicz verschieden. Nichts, was der Autodidakt Ratzenhofer in seinem Leben erreichte — und er erreichte viel —, verdankte er seiner Umgebung, seiner Schulbildung oder einer Protektion. Fast immer hatte er die Ungunst der Verhältnisse — und nicht zuletzt die arg geschwächte Konstitution seines eigenen Körpers — gegen sich und zeigte somit in allem, was er sich und anderen erschuf, wieviel ein Mensch aus eigenem vermag. Sein Lebensweg erinnert, freilich nur entfernt, an denjenigen Anton Prokeschs, der sich anfangs auch aus Armut und Unbekanntheit zu seiner beispiellosen Vielseitigkeit des Wissens und Wirkens emporgearbeitet hat, später freilich, im Unterschied zu Ratzenhofer, einflußreiche Förderer und höchste Würdigung fand.

Am 4. Juli 1842 in Wien geboren, stammte er väterlicherseits aus Schwaben, mütterlicherseits aus Bayern. Der Vater war Uhrmacher, der Sohn von vornherein für das Handwerk bestimmt. Nach dem Besuch von drei Volksschul- und zwei Realschulklassen kam der junge Gustav bei einem Großuhrmacher in die Lehre. Er konnte die Ausbildung nicht vollenden: der Mutter, die der Knabe in einem Alter von acht Jahren verlor, folgte 1859 der Vater. Gustav, dem damit jede weitere Lebensgrundlage entzogen war, trat, drei Monate nach dem Präliminarfrieden von Villafranca, „also zu einer Zeit der denkbar ungünstigsten Beförderungsaussichten, als Kadettgemeiner auf acht Jahre“ beim zweiten Feldjägerbataillon ein. Einer freudlosen Jugend folgten harte Jahre des Dienstes in Mauer bei Wien und in Kroatien.

Dann kam der Krieg von 1866. „Ratzenhofer zählte“, wie Danzers Armeezeitung, Jahrgang 1904, berichtet, „zu den Wenigen, welche zu Beginn des Feldzuges bei Glatz preußischen Boden als Feind betraten und auch zu denen, welche am Schlusse der Kampagne gegen die Klapka'sche Legion aufgeboten waren. Er focht bei Königgrätz in vorderster Linie. Nach beendetem Krieg standen die Aussichten für angemessene Beförderungen schlechter denn je. Abermals verlor er Jahre. 1876 wurde er ins Kriegsarchiv kommandiert, machte jedoch den Okkupationsfeldzug 1878 mit, mit dessen Darstellung er in der folgenden Zeit befaßt wurde. Dann folgte Truppendienst in Budapest, Temesvar, Teschen, Theresienstadt, Sarajewo und Innsbruck, Brünn und Lemberg. 1895 Generalmajor, wird er 1898 Präsident des Militäröbergerichtes (Wien) und noch in demselben Jahre Feldmarschalleutnant.“

So viel über des Kadettgemeinen Gustav Ratzenhofer militärische Laufbahn. Allein sein Dasein erschöpfte sich nicht in diesem einen Leben! Seit dem Jahre 1870 war Ratzenhofer auch literarisch tätig. Er zog aus dem Deutsch-Französischen Krieg die „taktischen“ Lehren und errang mit dieser Arbeit den Preis einer Ausschreibung zu diesem aktuellen Thema. Als Motto stellte er seinem Erstlingswerk ein Wort Goethes voran:

„Alle Gestalten sind ähnlich, doch keine gleicht der anderen,
Und so deutet ihr Chor auf ein geheimes Gesetz...“

Wodurch bereits dieses Erstlingswerk über sich selbst hinausweist, weit hinaus und voraus zu später folgenden soziologischen, ethischen und philosophischen Schriften.

Ich übergehe die folgenden militärwissenschaftlichen Veröffentlichungen Ratzenhofers, aus deren Rahmen allerdings die pseudonym 1877/78 erschienene Streitschrift „Im Donaureiche“ fällt. In diesem Werk schildert der Verfasser hervorragend die Eigenart der einzelnen Nationen und ihre mitunter bereits widerwillige Staatstreue. „Ratzenhofer erblickte in der Existenz der Monarchie... die Sicherung all der kleinen Nationen und Natiönchen, die in ihr lebten, wie auch die beste Bürgschaft für die kulturelle und wirtschaftliche Vormachtstellung der Deutschen im Donaauraum.“ (R. v. Steinitz in den „Militärwissenschaftlichen Mitteilungen“, Juli 1942, Wien.)

Doch „die Vollendung seines Lebenswerkes wäre nicht möglich gewesen, wäre ihm nicht das Glück beschieden gewesen, in seiner Frau die trefflichste Mitarbeiterin zu gewinnen. Am 2. Januar 1875 fand in Prag seine Vermählung mit Marie, der Tochter des Statthaltereirates von Herget, statt. Sie war eine Frau, die nicht nur Verstand genug hatte, ihn zu begreifen, sondern vor allem Kraft und Schwung ihm zu geben, was er noch zuwenig besaß: Vertiefung des Gemüts.“ (Monistischer Taschenkalender 1915.) Die Härte seiner Jugend, seines Lebensweges hatten ihn selbst verhärtet. Aber seine Frau gebar ihm nicht nur leibliche Kinder, sondern gebar auch — seine von da ab wachsenden Werke, gebar seine Seele, die in diesen Werken schöpferisch wurde. Trotz zahlloser Übersiedlungen von Garnison zu Garnison durch das weite Gebiet der Monarchie, leistete Marie ihrem Mann tätigste Hilfe an seinem wissenschaftlichen Werk, das sich ja noch viel weiter über Raum und Zeit hin erstreckte! Nun erst folgten die bedeutsamen soziologischen und schließlich philosophischen Arbeiten: „Wesen und Zweck der Politik“, „Soziologische Erkenntnis“, „Der positive Monismus“, „Positive Ethik“, „Kritik des Intellekts“. Und hier, in der Soziologie, in der „Lehre von den Wechselbeziehungen der Menschen“, fand er seinen Meister — in Ludwig Gumplowicz, der ihn nach Kräften förderte, weil er die erstaunliche Leistung des Autodidakten rückhaltlos anerkannte und gegenüber den „Zunftgelehrten“ immer wieder herausstrich⁴.

Ratzenhofer starb am 8. Oktober 1904 auf der Überfahrt von Amerika nach Europa. Er hatte eine Einladung angenommen, „auf dem wissenschaftlichen Kongreß, der mit der Weltausstellung in St. Louis verbunden war, einen Vortrag über die Probleme der Soziologie zu halten“. Er soll seine Rede mit

⁴ „Sein nächster Freund und Schüler war Gustav Ratzenhofer. Durch ihn hat seine Lehre auf Small und Roß, die bekanntesten amerikanischen Soziologen, gewirkt... Soziologie war eine literarische Neuheit... Bis 1905 erschienen zwar Werke von Eleutheropolus, Achelis, Eisler, Scherrer... Aber nur mit Ratzenhofer wirkte Gumplowicz zusammen, ein ‚System‘ der Soziologie zu schaffen. Es war ein Unternehmen von Outsiders.“... Das Schweigen der deutschen Professoren, auch Ratzenhofer gegenüber, erklärt Gumplowicz selbst im Vorwort zur dritten Auflage des Staatsrechts, p. XII (1897): „Ex oriente kommt beides? Soll das neue deutsche Reich von Österreich her Gedanken importieren? Nein!... Sie werden die unbeliebte Marke ‚Made in Austria‘ schon doch einmal beziehen müssen, wenn auch auf dem Umwege über das weite und weiteste Ausland.“ („Ludwig Gumplowicz, Ausgewählte Werke“, Innsbruck 1926, „Vorwort des Herausgebers“, p. VII und XI.)

geradezu jugendlichem Feuer, begeistert und begeisternd, gesprochen haben; dann fällte ihn sein altes, schmerzhaftes Nierenleiden, das er durch Jahre und Jahrzehnte so tapfer ertragen hatte, mit einem Schlag.

Dem wissenschaftlich Interessierten bietet es aber eine bedeutende Anregung, den geistigen Kontakt zweier so hervorragender Selbstdenker vom Format Gumplowicz' und Ratzenhofers nachzuprüfen; die Kurzschlüsse mancher — auch unserer — welthistorischen Situation werden so besser erkennbar als durch manche Statistik und manchen Leitartikel. Ratzenhofer mag, im Vergleich zu Gumplowicz, in vielem zeitbedingter gedacht haben, besonders was seinen deus ex machina, seinen „Monismus“, betrifft. Denn Gumplowicz behielt — über alle optimistischen Hoffnungen Ratzenhofers hinaus — recht: Zwei Weltkatastrophen bestätigen seit dem Tode Gumplowicz' im August 1909 das Leben seiner Lehren. Beide Männer waren vorurteilslose, freie Denker, Anreger von besonderer Kraft im geistigen Bereich und vereint für immer im Streben nach Wahrheit auch dort, wo sie getrennt marschierten — ohne Furcht vor Gefahr. — —

Gegensätzlich und — von höherem Standpunkt gesehen — doch gleichlaufend und einverständlich bewegten sich Leben und Lehren beider Denker. Hatte Gumplowicz als Revolutionär innerhalb der Jungpolnischen Bewegung, als Kämpfer gegen die Feudalherren, als Demokrat und Herausgeber einer national-polnischen Zeitschrift „Kraj“ (Land) politisch-aktivistisch begonnen und war erst später, nach mancher Enttäuschung, reiner Wissenschaftler geworden (dem freilich bis zuletzt unerschrockener Kampfgeist für das als wahr Erkannte erhalten geblieben ist), so wirkte Ratzenhofer im Anfang als exakt-militärwissenschaftlicher Fachschriftsteller und befaßte sich im Verlauf dieser Arbeiten zunehmend mit Politik (in die sogar praktisch einzusteigen ihn möglicherweise nur sein zu früher Tod verhindert hat). So ackerten sie, von zwei Seiten her, erst recht auf gleichem Felde.

Genug der einführenden Worte. Es folge nunmehr das Manuskript G u s t a v R a t z e n h o f e r s jun. über:

Ratzenhofer und Gumplowicz.

Der Einladung des Dr. Worms in Paris, dem internationalen Institut für Soziologie beizutreten, verdankte Ratzenhofer mittelbar eine Bekanntschaft, die für ihn von größter Wichtigkeit wurde, nämlich mit Ludwig Gumplowicz. In der Liste der Mitglieder des Instituts fand nämlich Ratzenhofer als einzigen Österreicher den Genannten, der Professor des Verwaltungsrechtes in Graz war; er bat daher, da er beim Kriegsministerium um die Bewilligung zum Eintritt ansuchte, Gumplowicz um nähere Auskunft über das Institut. Hieraus entspann sich ein reger Briefwechsel, der für beide eine dauernde Quelle wissenschaftlicher Anregung wurde und eine geistige Waffengenossenschaft vermittelte, die schließlich in eine Art Freundschaft überging. Das gegenseitige Interesse überschritt bald die theoretische Sphäre und erstreckte sich von den Werken auf den Autor. Dies veranlaßte Gumplowicz zu hochherzigem Eintreten für den Streitgenossen und Ratzenhofer zu dem freudig bekannten Bewußtsein herzlichen Dankes. Doch fehlte eines: die persönliche Bekanntschaft. Was ihre Wissenschaft nicht unmittelbar betraf, kam nur mittelbar zur Erklärung der subjektiven Abweichungen vom gemeinsamen Grundzug ihrer Prinzipien in Betracht. Das ist wohl das Geheimnis, warum der merkwürdige Bund nie

durch einen Mißton getrübt wurde. Dies dürfte auf beiden Seiten gefühlt worden sein, und darum wurde auf keiner Seite eine Gelegenheit zur persönlichen Berührung gesucht oder benützt.

Zwischen den Freunden herrschten die denkbar größten Gegensätze. Ratzenhofer war hoher Offizier, ein Mann der Ordnung, von deutscher Gesinnung, ein Glücklicher, und darum Optimist, der an die Entwicklung der Zivilisation glaubte und eine Blüte Österreichs unter kultureller Führung der Deutschen erhoffte. Gumplowicz war der Sohn eines Krakauer Talmudgelehrten, von Schicksalsschlägen verfolgt, Skeptiker und Pessimist durch und durch, in nationaler Hinsicht enragierter Pole, seiner politischen Gesinnung nach Föderalist. Was sie einte, war nur die Soziologie, die beide als Naturwissenschaft verstanden.

Gumplowicz, dessen Hauptwerke denen Ratzenhofers um zehn Jahre vorhergingen, hatte ein System der Gesellschaftslehre aufgestellt, das Ratzenhofers Anschauungen bekräftigte und klärte und seiner „Politik“ vielfach als Grundlage diente. Gumplowicz war der erste und größte Positivist in der Wissenschaft vom sozialen Leben. Sein Name steht am Eingang des Weges zur politischen Wahrheit. Er betrat seit Macchiavelli als erster ohne moralisierende Tendenzen ein Gebiet, auf dem bisher Schönfärberei und tendenziöse Phrasen geherrscht hatten, ob nun die Autoren den Wünschen der Mächtigen oder der Unterdrückten Rechnung tragen wollten. Dem System von Gumplowicz entnahm Ratzenhofer zwei Elemente:

1. Subjekt des sozialen Lebens ist nicht das Individuum, sondern die soziale Gruppe.

2. Der Staat beruht auf der Gewalt, und das wird nie anders sein, weil es das Natürliche ist.

Gumplowicz gefiel sich darin, beiden Sätzen in schroffer Formulierung stets neue Seiten abzugewinnen und geriet hierbei mit der ganzen deutschen Gelehrtenwelt in Fehde. Er führte den Kampf gegen die Übermacht mit scharfer Feder, goß Spott und Hohn auf seine Gegner, und da er in allen Sprachen zu Hause war, rief er das Ausland zu Zeugen auf, wie „die deutschen Professoren die Soziologie totschiweigen und erdrücken wollen“. Seine Bücher erschienen französisch, spanisch, italienisch, polnisch und englisch, in russischer, ja in japanischer Übersetzung. Und wenn er auch in deutscher Zunge, trotz mehrfacher Auflagen seiner Werke, nicht durchdrang, so war er doch in der Welt der bekannteste deutsche Lehrer über Staat und Gesellschaft.

Schließlich war der Sieg der Soziologie in Deutschland⁵ ein Sieg seiner Sache, wenn auch noch nicht in seinem Sinn. Zwei gewaltige Umwälzungen kann man in den letzten vier Jahrzehnten des deutschen Geisteslebens verzeichnen: den Triumph des naturwissenschaftlichen Denkens und den Triumph der soziologischen Einsicht. Aber beide Umwälzungen fallen nicht überein. Die

⁵ 1883 begann Gumplowicz sein Buch: „Der Rassenkampf, soziologische Untersuchungen“, mit den Worten: „Was ich dem Leser biete, sind einige schüchterne Anfangslaute einer großen Wissenschaft der Zukunft — der Naturgeschichte der Menschheit.“ Damals war das Wort Soziologie in Deutschland ein literarisches Novum. In der Vorrede zur 2. Auflage 1909 konnte Gumplowicz sagen: „Heute verzeichnet der deutsche Bücherkatalog eine ganze Reihe von leibhaftigen Soziologien und von soziologischen Untersuchungen, über deren erstes Spezimen es meist nur bedenkliches Kopfschütteln in Professorenkreisen gab, wimmelt es heute an allen Ecken und Enden.“ In einem Menschenalter war das Buch erst recht modern und aktuell geworden.

Naturwissenschaft ist in die „Geisteswissenschaften“ eingedrungen und herrscht in der Psychologie, Logik, Philosophie (Wundt, Mach, Ostwald). Andererseits wird heute alles: Geschichte und Recht, Wirtschaft und Sprache, vom soziologischen Standpunkt betrachtet. Aber die Brücke fehlt: die meisten Soziologen sind keine Naturwissenschaftler, sondern suchen lieber bei Hegel und anderen metaphysische Grundlagen. Und die Naturforscher sind keine Soziologen, sondern sozialblind. Ihr Horizont endet beim Individuum. Sie verkennen, daß es eine naturgesetzliche Entwicklung auch über das Individuum hinaus gibt; daß die Wissenschaft auch die sozialen Tatsachen nicht vom Standpunkt des Wünschenswerten, sondern vom Standpunkt des Naturforschers zu betrachten hat, der feststellt, was geworden ist und wie es geworden ist, nicht was werden soll. Darum mutet es so unwissenschaftlich an, wenn z. B. ein genialer Forscher wie Ostwald die nationale Sprachenfrage als ein technisches Verkehrsproblem behandelt, das durch Neueinführungen einer besseren Lösung zugeführt werden könnte, so wie man in der Industrie vom Dampf- zum elektrischen Betrieb übergeht. Die Bekenner einer Nationalität bilden eine soziale Gruppe, welche durch Privilegierung ihrer Sprache materielle Vorteile für ihre Mitglieder erstrebt. Um das natürliche Lebensinteresse der Gruppe handelt es sich im Sprachenkampf und nicht darum, welche Sprache vom technischen Standpunkt vollkommener ist oder dem Individuum größere Bequemlichkeiten bietet.

Bei Gumplowicz und Ratzenhofer sind beide Elemente verbunden: sie wandten auf das neuentdeckte Gebiet des Sozialen die positive Methode des Naturforschers an. Trotz aller bisher noch isolierter Fortschritte des Positivismus und der Soziologie sahen sie daher bei ihrem Tod ihre Zeit noch nicht gekommen. Ihre Zeit ist noch heute die Zukunft.

Gumplowicz fand in Ratzenhofer einerseits seinen größten und konsequentesten Schüler, andererseits jenen Philosophen, der seiner Gesellschaftslehre im System des menschlichen Gesamtwissens den naturwissenschaftlichen Unterbau und die philosophische Krönung gab. In Ratzenhofers Monismus sah er seine realistische Gesellschaftslehre in Einklang gebracht mit den idealistischen Bestrebungen, welche in den Individuen auftreten und die Ratzenhofer als Entwicklungsstadien des natürlichen Sozialinteresses nachwies. Darum machte er sich gerne zum Herold des Philosophen im Waffenrock und wurde nicht müde, immer von neuem in polemischer Weise die Schriften des Autodidakten der „Zunft“ vorzuhalten. Darum geht die Verbreitung und Anerkennung, welche Ratzenhofers Schriften schließlich bis zu einem gewissen Grad erlangten, zum großen Teil auf Gumplowicz zurück. Andererseits hat dieser seinen Freund in den Kampf hineingezogen, der zwischen ihm und der „offiziellen Wissenschaft“ bestand.

Als Ratzenhofer einmal seiner Dankbarkeit dafür Ausdruck gab, daß Gumplowicz in seinen Rezensionen so liebevoll auf seine Gedanken eingehe, während doch gewöhnlich die Rezensenten in einem Buche nur sich selber suchen, dort loben, wo der Autor ihrer Meinung ist, und das andere kurzerhand verdammen, antwortete Gumplowicz (14. 1. 1899): „*Ich will mich nicht besser machen als ich bin. Über Ihre Werke zu schreiben ist mein ureigenstes Individualinteresse, da ich doch in denselben eine Weiterbildung, den Ausbau, Unterbau, Überbau eines Gedankens verfolge, den auch ich hatte. Daher lese ich Ihre Bücher als solche, die auch ich unter günstigen Umständen vielleicht*

geschrieben hätte. Das Lesen Ihrer Werke ist mir ein Bedürfnis, so wie man das Bedürfnis hat, seinen eigenen Gedanken nachzuhängen. Wenn Euer Exzellenz klagen, daß die Menschen in fremden Werken nur sich selber suchen, so muß ich zur Steuer der Wahrheit sagen, daß ich dasselbe tue; nur hat es sich zufälliger Weise so gefügt, daß ich in Ihren Werken ganz und gar mich selber finde. Sie sind mir aus der Seele geschrieben. Wenn ich mich also mit Passion in Ihre Werke vertiefe, sie lese und wieder lese und darüber schreibe und hoffentlich noch oft schreiben werde, so bin ich keineswegs ein Ausnahmensch, sondern eine ganz solch' egoistische Bestie, wie alle andern. Nur daß Euer Exzellenz diesmal mit dieser Bestie zufrieden sind.“

Allein, Gumplowicz irrt. Die Selbstlosigkeit, mit der er die eigene Person hinter den eigenen Gedanken im fremden Munde zurücktreten ließ, gehört keineswegs dem weit verbreiteten Individualinteresse an, sondern beweist, daß Gumplowicz von jener objektiven Wahrheitsliebe erfüllt war, zu welcher sich nur wenige Menschen mit hoch entwickeltem Transzendentalinteresse zu schwingen vermögen. Die Bescheidenheit, mit der er sich durch den Hinweis auf Ratzenhofers Interessenlehre seinem Danke entzog, ist ein Zartsinn von subtilster Empfindung, der vielleicht jene überraschen wird, die Gumplowicz nur von seiner streitbaren Seite kennen.

So heftig, ja leidenschaftlich er werden konnte, wo es galt, die Soziologie zur Geltung zu bringen, war Gumplowicz sachlich in allen staatlichen Dingen ein ruhiger, ja ein konservativer Denker. Jeder Radikalismus, alles was wie Agitation für Zukunftsideen aussieht, war ihm fremd. Vertrat er doch, und zwar in extremster Form, die Anschauung, daß das Individuum auf das historische und soziale Geschehen ohne Einfluß ist, daß gesellschaftliche Änderungen nicht willkürlich herbeigeführt werden können, sondern sich ausreifen müssen.

Allein, zu der Zeit, da der Briefwechsel zwischen Ratzenhofer und Gumplowicz begann, war letzterer aus seiner Objektivität bedenklich herausgekommen. Er kam sich selbst vor „wie eine Magnetnadel, die durch irgendeine Ursache von ihrer Richtung abgelenkt wird“. Die Ursache war eine rein menschliche. Die kühle Stimme der Vernunft war durch das Klopfen des Vaterherzens über-tönt worden.

Dieser Mann hatte einen Sohn, dem das ruhige Zeitmaß und die Objektivität seines Vaters fehlte. In seinem jugendlichen Ungestüm wollte Dr. Ladislaus Gumplowicz, der für die Forderungen des vierten Standes schwärmte, nicht warten, bis ihn die eben einsetzende Entwicklungswelle emporheben würde. Er wurde Agitator des internationalen, revolutionären Proletariats. Der Vater nannte den Staat eine Organisation der Herrschaft zugunsten der oberen Klassen; in seinem Munde war es ein Naturgesetz, das auch in aller Zukunft gelten wird. Der Sohn machte eine Anklage für die Gegenwart daraus und sagte: Der Staat ist eine organisierte Räuberbande. Weil er aber das in Berlin gesagt hatte, und noch dazu zur Zeit der Umsturzvorlage, steckte man ihn auf 2¼ Jahre in die Strafanstalt von Plötzensee. Es war also kein Wunder, daß der Magnet in Gumplowicz abgelenkt wurde und „von dem kalten Pol des ewigen Naturgesetzes plötzlich nach dem glühenden Süden der vorwärts drängenden Entwicklung“ übersprang. Aus dieser Stimmung heraus hatte er eine Reihe von Artikeln veröffentlicht — Verteidigungsreden pro filio — in denen er sich mit seiner eigenen Anschauung in Widerspruch setzte und die von seinen Gegnern

weidlich ausgebeutet wurden. Gumplowicz selbst war sich des Streiches bewußt, den ihm sein Herz und sein Temperament gespielt, und er war in Verlegenheit, wie er sich da wieder herausarbeiten sollte: „Ich hatte beobachtet, ohne Partei ergreifen zu wollen; ich war Naturforscher, da kam ein konkreter Fall, der mir nahe ging, und stieß mich in die Arena hinab. Nun bin ich da unten, gemischt unter die Kämpfenden. Der Soziologe in mir sagte: ‚Das wirst du nicht anders machen.‘ Der Mensch in mir sagt: ‚Das tut nichts; Handeln schafft dir mehr Befriedigung als Forschen.‘ Mir hat ein jugendlicher Schwärmer, mit dem ich einst heftige Kämpfe bestand, um ihn auf den rechten Weg zu bringen, schließlich Perspektiven eröffnet, die mich begeisterten et me voila im Gedränge des Kampfes.“

Die Leidenschaft kam zur Ruhe, als ein zweiter Schlag seine Kräfte lähmte. Es war das Schicksal seines zweiten hoffnungsvollen Sohnes Dr. Max Gumplowicz, Dozent für Geschichte an der Wiener Universität, der infolge einer tragischen Verwicklung in den Tod ging. Man denke sich den Schmerz der Mutter. Ihr Herz blutete aus unheilbaren Wunden. Sie konnte den Anfall eines schweren Siechtums nicht überwinden und verlor das Augenlicht. Ihr zuliebe, um sie zu pflegen, wurde Gumplowicz ein Einsiedler. Er schloß sich von allem Umgang ab, fühlte sich von aller Soziologie angeekelt und verwendete die ganze Zeit, welche ihm seine Kollegien übrigließen, dazu, einige Arbeiten des Verbliebenen aus der slawischen Urgeschichte zu vollenden.

Übrigens kamen auch diese historischen Studien der Soziologie zugute. Die Urgeschichte der Polen, Russen, Kroaten usw. bewies ihm, daß auch bei diesen Völkern die Staatengründung auf Unterwerfung durch fremde kriegerische Stämme zurückgeht, wie bei den politischen Schöpfungen der Goten, Franken, Angelsachsen, Magyaren usw. Schließlich ging Gumplowicz daran, die gleiche Idee auch auf die Geschichte der Deutschen anzuwenden, indem er die Meinung vertrat, daß die Deutschen, von denen Tacitus berichtet, ihrer Struktur nach etwas ganz anderes sind, als die Stämme, die während und nach der Völkerwanderung auftreten. Sie waren zu Staaten geworden durch die straffere Organisation, die ihnen siegreiche Eindringlinge aus dem Norden gaben.

Erst nach Jahren wandte sich Gumplowicz' Interesse wieder der Soziologie im engeren Sinne zu. Diesen Wandel bewirkte nicht zuletzt der mächtige Einfluß, den Ratzenhofers Philosophie auf ihn übte. Das geistige Verhältnis zwischen beiden ist als ein solches gegenseitiger Ergänzung zu bezeichnen. Gumplowicz war der Klarere, er drückte Ratzenhofers Gedanken oft treffender aus als dieser selbst. Ratzenhofer war der Tiefere, er sah hinter jeder Lösung das neue, tiefere Problem, und übertraf den Freund an Weite des Gesichtskreises und philosophischer Konzeption. Doch fehlte ihm bisweilen das Augenmaß für die eigenen Kräfte, so daß die Kritik des andern für ihn eine wohltätige Schranke wurde. Ratzenhofer durfte nur dort das Vertrauen haben, Wertvolles geleistet zu haben, wo es ihm gelang, den Freund zu überzeugen. Seiner „angewandten“ Soziologie und dem physikalischen Teil seines „Monismus“ hat Gumplowicz dauernd die Anerkennung versagt. Gumplowicz, dem die gewandteste Feder und vermöge seiner die ganze Welt umspannenden Beziehungen die einflußreichsten literarischen Organe zu Gebote standen, hat für Ratzenhofer unendlich viel getan. Er war in dieser Beziehung allein der Gebende. Noch wertvoller war für Ratzenhofer die moralische Unterstützung, die er durch den Beifall des Freundes zu einer Zeit erfuhr, da ihm noch jede andere Anerkennung ver-

sagt blieb und sein Selbstvertrauen in Gefahr war, in Verbitterung umzuschlagen.

Inhaltlich aber war Ratzenhofer der Gebende: als Gelehrter war Gumpłowicz über das finstere Kapitel des *bellum omnium contra omnes* kaum hinweggekommen, als empfindender Mensch jedoch hatte er sich zu Begeisterungen verstiegen, die seine Vernunft als Phantastereien verwarf; so war er von lähmendem Zwiespalt zerrissen. Aus diesem Dilemma führte ihn Ratzenhofer auf eine Höhe, wo das Gemüt zu seinem Recht kommt, ohne dem Verstand Gewalt antun zu müssen, auf die Höhe seiner monistischen Philosophie, die vom *Entwicklungsdenken* beherrscht wird. Von dieser Höhe aus erscheint die realistische Betrachtung der Welt mit der idealistischen Anschauung vom Leben versöhnt. Ratzenhofer nahm den Kampf mit dem theoretischen Pessimismus in Gumpłowicz auf und hat ihm geholfen, das seelische Gleichgewicht zurückzugewinnen. Ratzenhofer rechtfertigte die idealistischen Bestrebungen vor dem Forum nüchterner Wissenschaft, indem er die Vervollkommnung der menschlichen Gattung als das notwendige Endresultat der natürlichen Entwicklung darstellte; und er sicherte umgekehrt die Anerkennung der unbeugsamen Naturgesetzlichkeit, indem er die idealistischen Bestrebungen anwies, auf dem Boden des Natürlichen und Erreichbaren zu bleiben. Das Sittlich-Seinsollende ist das Natürlich-Notwendige; das Natürlich-Notwendige ist das wahre sittliche Ideal: dieser Grundzug monistischer Ethik ist von tiefstem Einfluß auf Gumpłowicz geworden und trug bei zu jener Harmonie, die den greisen Dulder in Graz zu einer verehrungswürdigen Gestalt machte.

Diesen Sinn hat es offenbar, wenn Gumpłowicz nach dem Tode Ratzenhofers die Dankesbezeugungen seines Sohnes bescheiden abwehrte und erklärte: er sei es, der Ratzenhofer Dank schulde, denn dieser habe ihm in schwerer Lage den größten Dienst erwiesen. Freilich blieb die Grundstimmung der beiden Denker, konform ihrem verschiedenen äußeren Schicksal, verschieden. Im Grundzug Ratzenhofers ist das Vorherrschende, daß ein mächtiger Optimismus gezähmt wird durch die Einsicht naturgesetzlicher Beschränkung. Bei Gumpłowicz ist das Charakteristische, daß ein quälender Pessimismus durch Ergebung in das Naturgesetz seine Bitterkeit verliert. In beiden Fällen führt die Übereinstimmung der Geistigkeit mit der Natur zu einer in sich gefestigten Persönlichkeit, die innerlich den Widerwärtigkeiten der Welt überlegen war und das Maximum des Glückes erreichte, das nach den äußeren Bedingungen möglich war.

Aus dem Inhalt des Briefwechsels sei das folgende skizziert:

Gumpłowicz hatte von der ganzen Welt nur die grausame Mechanik studiert, die im Kampf der sozialen Gruppen zur Geltung kommt. Als ihm Ratzenhofer 1896 mitteilte, daß er darangehe, den politischen Kampf im Zusammenhang mit dem kosmisch-tellurischen Weltgeschehen zu betrachten und im Individuum die biologisch-physiologischen Ursachen des sozialen Prozesses aufzudecken, meinte Gumpłowicz, daß die Soziologie auf dieses Gebiet verzichten solle. Als er aber das Werk — die soziologische Erkenntnis — vor sich liegen sah, stimmte er freudig zu und erklärte selbst, daß erst die Herstellung dieses Zusammenhanges der Soziologie die erforderliche Fundierung und die zentrale Stellung im System der Wissenschaften gebe, welche sie befähigen

wird, an Stelle der Philosophie, die nur das Individuum kennt, im 20. Jahrhundert die Führung zu übernehmen.

Ratzenhofer übertraf noch die hohe Meinung, die Gumpłowicz von der Soziologie auf monistischer Grundlage hegte. Er schrieb: „Die dualistische Weltauffassung geht auf den letzten Füßen. Die Evolutionstheorie Darwins hat sie unheilbar getroffen. Allein, in der Praxis wird es noch lange dauern, bis dieser Umschwung zu Tage tritt. Äußerlich scheint alles Reaktion. Der alte, überwunden geglaubte kirchliche Geist, der schon vom Rationalismus besiegt schien, feiert scheinbar Triumphe. Das kommt aber nur daher, weil der Intellekt der Massen von dem positivistischen Fortschritt wohl erschüttert ist, der individuellen Vernunft und der darauf gegründeten rationalistischen Philosophie mißtraut, von dem herandämmernden Positivismus aber noch keine brauchbare Idee suggeriert erhielt. Der Rationalismus hat abgewirtschaftet, und darum erscheint die Kirche, welche vom Individuum Verzicht verlangt und es aufs Jenseits vertröstet, für die soziale Ordnung nötiger denn je.

Aber der Bankrott von Metaphysik und Liberalismus wird der Kirche nicht auf die Dauer zugute kommen. Nach dem Sturz des metaphysischen Zeitgeistes tritt der Mensch nicht in die theologische Stufe zurück, sondern in eine dritte, die positivistische Stufe, ein⁶. Denn der theologische Geist ist heute ebensowenig fähig als vor hundert Jahren, für die soziale Entwicklung heilsame Ideen zu geben. Das moderne wirtschaftliche und staatliche Leben braucht andere Ideale als jene, die aus einer im Grunde weltabgekehrten, asketischen Religion stammen können. Diese Ideale müssen von der Soziologie und der naturwissenschaftlichen Ethik kommen. Wenn erst das soziologische Denken die Gebildeten beherrscht, wenn die Ethik nicht die Vervollkommnung des Individuums, sondern das Gedeihen des gesellschaftlichen Körpers als das höchste Gut erklärt haben wird, dann wird der Positivismus seine Früchte tragen.

Zunächst müssen die Phantome der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit überwunden werden. Die Welt muß es nicht nur wie bisher praktisch üben, sondern auch theoretisch klar erfassen und frei bekennen, daß die Gesellschaft den Zwang braucht, daß die Individuen in ihr sehr verschiedene Funktionen zu versehen haben, daher ungleich sind und ungleich bleiben müssen, und daß es Brüderlichkeit zwischen allen Menschen nicht geben kann, sondern nur Interessengemeinschaft und Interessengegensätze. Wenn in den geistig und politisch Führenden in diesem Sinne Harmonie zwischen Handeln und Erkennen hergestellt sein wird, dann kann eine neue Suggestion der Massen erfolgen, die ähnliches für die Welt bedeutet, wie die Verbreitung des Christentums. Wir werden allerdings längst im Grabe ruhn, bis die Menschen allgemein zum Bewußtsein dieses wichtigsten Umschwungs aller Zeiten kommen werden.“

Wenn Gumpłowicz auch gegenüber den Zukunftsvisionen Ratzenhofers Zurückhaltung beobachtete, so war er doch auch der Ansicht, daß der Verzicht auf alle Perspektiven, wie er in der sozialpolitischen Kleinkrämerei der Kathedersozialisten zum Ausdruck kommt, eine Selbstkastrierung der Wissenschaft sei. Das war Ratzenhofer aus der Seele gesprochen: „Ich schätze ja alle die Detailarbeit z. B. über die Knopfindustrie mit ihren Unterabteilungen von

⁶ Das Dreistadiengesetz Comtes.

Hemd-, Hosen-, Bein-, Holz- und Blechknopf-Industrie, belegt mit kilometerlangen Zahlenreihen. Aber die Durchsicht dieser Arbeiten zeigt eine verschwindende Ährenlese von Gedanken.“ Dabei wies Ratzenhofer auf den eigentümlichen Widerspruch hin, daß sich die einen, die Sozialpolitiker, jeder gedanklichen Konstruktion enthalten und das Problem der Arbeiterwohnungen und Einigungsämter als das Um und Auf ihrer Wissenschaft betrachten. Wo aber eine Idee über die soziale Entwicklung erfaßt wird, herrscht gleich ein konstruktiver Taumel. Wer sich mit irgendeinem der sozialen Faktoren befaßt, glaubt sogleich alle Erscheinungen diesem einen Faktor zuschieben zu müssen, während die Entwicklung doch nur aus dem Zusammenwirken aller Faktoren zu begreifen ist. Diese Übertreibung schädige den Wert mancher gediegener Arbeit, wie der Reibmayrs über Inzucht und Vermischung.

Gumplowicz stimmte zu; er hatte soeben ein Buch rezensiert, das Recht und Sitte nur aus den Tatsachen der Wirtschaft erklären will. Allein, es gehe nicht an, der Soziologie so aufzuhelfen, wie Mephisto den Weibern helfen will, indem man sie nur aus einem Punkt kuriert. Als daher Ratzenhofer mitteilte, daß er darangehe, sich mit den Rassentheoretikern zu befassen, glaubte ihn Gumplowicz, der selbst als erster in Deutschland auf Gobineau hingewiesen hatte, vor denselben warnen zu müssen, da sie samt und sonders eine unwissenschaftliche Neigung zum Rassenfanatismus haben.

Ratzenhofer beruhigte ihn: *„Die Menschen sind wie die Affen; wenn sie einen neuen Gegenstand finden, wird er ihnen gleich zum Spielzeug, bis er ihnen langweilig wird und sie nach etwas anderem greifen. So geht es mit der Rasse, die heute in Mode ist.“* Ratzenhofer ist der Ansicht, daß der Rassenbegriff, wie ihn die Urgeschichte und die Ethnographie entwickelt, für die Kulturvölker von keiner großen Bedeutung ist. Darin bestärkte ihn Gumplowicz, der meinte, daß der Schädelindex mit den sozialen Eigenschaften nichts zu tun habe. Einerseits glaube er nicht, daß es heute noch unvermischte Rassen gebe, andererseits seien doch gewisse dauernde Charaktermerkmale, ein gewisser moralischer und politischer Habitus in manchen angeblichen Rassen unverkennbar. *„Daraus ergibt sich der Schluß, daß die intellektuellen Rassenmerkmale nicht die Folge physiologisch-genealogischer Verwandtschaft, sondern die Folge geschichtlicher und kultureller Gemeinschaft sind. Die Rasse scheint danach nicht ein zoologischer, sondern ein sozialer-historischer Begriff zu sein. Um hier zu einer Lösung zu gelangen, ist noch viele Arbeit nötig... Die Juden freilich wollen von alledem nichts hören; denn die Rassenfrage brachte sie in eine arge Klemme, aus der sie sich nicht befreien können: unter sich wollen und können sie auf die edle Abkunft vom auserwählten Volke nicht verzichten, machen also die Rassentheorie für sich geltend. Von anderen aber wollen sie über Rasse nichts hören; da sollen alle Menschen Gottes gleiche Kinder sein. Das ist doch eine doppelte Buchhaltung.“*

Ratzenhofer bemerkte, daß ihn an der ganzen Rassenfrage nur die prinzipielle Seite interessiere, die allerdings meist vernachlässigt wird. Das Interesse für die Rasse hat nämlich nur dann einen Sinn, wenn man auf dem Boden einer monistischen Weltanschauung steht. Erblich sei ja nur die morphologische Struktur, der stoffliche Aufbau des menschlichen Körpers. Wenn Gedanken und Entschlüsse unabhängig vom Körper entstünden, wäre die Zugehörigkeit zu einer Rasse bedeutungslos. Das allgemeine Interesse für die Rasse beweist, wie weitverbreitet bereits die Anschauung ist, daß die körperlichen Rassen-

merkmale mit einem bestimmten geistigen Verhalten verbunden sind, daß die (ererbte) Beschaffenheit des Leibes die Ursache der intellektuellen Vorgänge ist.

Im Jänner 1900 haben Jenenser Gelehrte unter der Ägide Häckels einen Preis auf die beste Lösung der Frage gesetzt: *„Was lernen wir aus der Deszendenzlehre in Beziehung auf die innerpolitische Entwicklung und Gesetzgebung der Staaten?“* Das Preisausschreiben hat eine Flut von Schriften hervorgeufen, die unter dem Sammelnamen Natur und Staat vom Jahre 1902 erschienen und von Gumplowicz und Ratzenhofer begreiflicherweise mit Spannung erwartet und gelesen wurden. Das Thema war ja nichts anderes als verblühte Soziologie. Tatsächlich gilt dieses Preisausschreiben an die Soziologie in deutschen Landen als kathederrfähig. Ratzenhofer selbst hat daran gedacht, sich um den Preis zu bewerben. Er unterließ es aber dann, weil er sich in dem systematischen Fortschritt seiner Werke nicht stören lassen wollte. In ihrem Briefwechsel waren Gumplowicz und Ratzenhofer auf das Unternehmen nicht gut zu sprechen. Denn sie glaubten in ihren bisherigen Werken schon Beträchtliches zu diesem Thema gesagt zu haben, und es erfüllte sie mit Mißvergnügen, daß gerade von einer Seite, die bisher von Soziologie nichts wissen wollte, nun eine künstliche soziologische Hochflut erzeugt wurde, wobei von den wahren Begründern der Soziologie in Deutschland nichts verlautete.⁷

Nur vorübergehend wurde in dem Briefwechsel der beiden die Politik der Gegenwart behandelt. Einmal schrieb Gumplowicz über die österreichische Sprachenfrage: *„Mir scheint es handelt sich dabei um ethnisch tellurische Anpassungsprozesse. Eine Volksmasse findet so lange keine Ruhe, als sie sich nicht in ihrer geographischen Provinz wie ein Brei in einem Kessel zu einer einheitlichen Masse durchgebraut hat. In den verschiedenen Erdkesseln kocht und siedet es so lange, bis die verschiedenen Ingredienzien sich zu einer Suppe ausgekocht haben. Dann fängt die Kocherei in einem vergrößerten Kessel von Neuem an. Heute stehn wir vor dem böhmischen Kessel, in dem es gewaltig brodelt. Das Fazit ist ja unzweifelhaft: es muß eine Suppe werden. Die Frage ist nur, was der Koch dabei tun soll: Hineingreifen und mischen und sich die Finger verbrennen oder nur mit dem Kochlöffel über dem Kessel herumfuchteln ut aliquid fecisse videatur. Die österreichische Regierung mit ihrem Fortwursteln wählt das letztere. Offen gestanden ich wüßte nicht, was ich besseres raten könnte. Machen kann man nichts; es muß sich von selber machen. Sie sehen, daß ich zum praktischen Politiker nicht taue, weil ich mich für keine Maßregel erwärmen kann. Am Ende sind Soziologen Fatalisten?“*

Nun, Ratzenhofer, den Gumplowicz doch sehr zu den Soziologen rechnete, war gewiß kein Fatalist. Zur Antwort auf seine triste Prophetie sandte ihm Ratzenhofer seine Schrift: *„Was können, was sollen, was wollen die Deutschen im Donaureiche“*, in der er ein staatsmännisches Programm entrollte, von dessen Durchführung er eine kulturelle Hegemonie der Deutschen und damit eine Besserung in den österreichischen Verhältnissen erhoffte. Gumplowicz war damit nicht einverstanden; die Nationalitätenfrage war ihm als eine Machtfrage vor allem eine Zahlenfrage, die für die Deutschen in Österreich ungünstig steht. Für Österreich erübrigt daher nur ein vernünftiger Föderalismus. Ratzenhofer widersprach: In der Politik handelt es sich vor allem um energisches

⁷ Genaueres über dieses Preisausschreiben siehe Gumplowicz: Geschichte der Staatstheorien, S. 556, und Grundriß der Soziologie, 2. Aufl., S. IX.

Wollen zielbewußter Persönlichkeiten. Wo die erstehen, da geht's. Darum geht's in Ungarn, wo eine energische Minorität herrscht, trotz eines höchst ungünstigen arithmetischen Verhältnisses.

Ratzenhofer hatte eben von dem Einfluß der Persönlichkeit eine andere Meinung als der Nur-Soziologe Gumplowicz. Darum war für Ratzenhofer die Lehre von der Politik mehr als eine hilflos passive Betrachtung sozialer Prozesse, vielmehr war ihr Ziel wie das aller Wissenschaft: Beherrschung der Natur durch Benützung ihrer Gesetze. Die Politik erschien ihm als eine lehre Kunst, deren Regeln die erfolgreichen Staatsmänner bisher instinktiv befolgten. Das Geheimnis des Erfolges liegt vor allem in der richtigen politischen Idee. Eine solche kann freilich nicht ein willkürlich erfaßtes Phantasma sein, das ohne Zusammenhang mit den realen Verhältnissen einem einzelnen Kopf entspringt. Die erfolgversprechende Idee ist vielmehr die Formulierung eines sozialen Bedürfnisses, das in den Massen vorhanden ist, jedoch erst vom großen Individuum weitsichtig erkannt und in packender Form ausgesprochen wird. Auf der Basis des sozialen Bedürfnisses stellt die starke Persönlichkeit das Schwergewicht der materiellen Massen-Interessen in den Dienst des intellektuellen Führer-Interesses. Auf diesem Wege greift die Psychologie des großen Mannes in die soziologische Gesetzmäßigkeit der Massenprozesse wirksam ein⁸.

Allein auch der Hinweis auf Ungarn überzeugte Gumplowicz nicht. Gumplowicz fand, daß es die Magyaren anders halten als die anderen erfolgreichen Staatengründer. Diese passen sich stets in sprachlicher und kultureller Hinsicht den unterworfenen Majoritäten an. Die Franken wurden in Gallien Romanen, die Normannen in England Engländer, die Langobarden wurden Italiener, die Waräger verschmolzen in Rußland und Polen mit den unterworfenen Slawen. Die Magyaren jedoch versuchen das Unmögliche. Sie wollen die unterworfenen Majorität von Slawen, Rumänen und Deutschen magyarisieren. Gumplowicz hielt daher den Erfolg der Magyaren für einen vorübergehenden; da sie eine nicht angepaßte Minorität blieben, müssen sie früher oder später ethnisch untergehen.

Es ist kein Zweifel, daß aus Gumplowicz hier der Slawe sprach. Darum erwiderte Ratzenhofer: „*Sie sind in der Politik zu sehr Gefühlsmensch. Darum kann ich Ihre Lehren besser anwenden wie Sie selber.* (Gumplowicz dürfte sich sowohl das Umgekehrte gedacht haben.) *In Österreich fehlt eben die Gumplowicz'sche Charakteristik des Staates: Herrschaft einer Minorität. Darum geht alles schief. Föderalismus wäre Perennierung des Jammers. Die Deutschen, die am ehesten zur Herrschaft berufen wären, lehnen es ab, sich für das Ganze des Donaureiches zu interessieren. Statt die Dynastie zu unterstützen, werden sie zu einer separationslüsternen Fronde. So lassen sie es zu, daß in Zisleithanien die Polen den Ausschlag geben und im Gesamtstaat die Ungarn. So rückt durch die Schuld der Deutschen die Krone mit den Machtmitteln des Staates auf die Seite der anderen Nationalitäten.*“

Eine Einigung war nicht zu erzielen. Gumplowicz hat das gefährliche Thema nicht weiter berührt.

Als Ratzenhofer dem Freund die „positive Ethik“ zusandte, bat er um wohlwollende Aufnahme: „*Das Buch huldigt einem Grundzug, der Ihnen fremd ist*

⁸ Vergleiche die zutreffende Würdigung von Ratzenhofers Auffassung bei Goldfriedrich, Die historische Ideenlehre in Deutschland, S. 366 ff.

und in dem sich der einzige Gegensatz ausspricht, der zwischen uns besteht — dem praktischen Optimismus. Ich fürchte, diese Ethik wird manches schopenhauersche Lächeln auf Ihr Antlitz locken. Sei es drum; Sie werden vielleicht selbst nicht leugnen, daß es auch einen Standpunkt gibt, von dem die Welt rosafarben betrachtet werden kann.“ —

Tatsächlich ging Gumplowicz voll Skepsis an die Lektüre. Er gestand, er habe seit seiner Studentenzeit, seit dem Obligatkolleg über die sogenannte praktische Philosophie, d. i. Moralphilosophie, kein Buch über Ethik zu Ende lesen können, weil seinem aufs Praktische gerichteten Sinn alle Moralpredigten zuwider seien. Allein, das pessimistische Lächeln stellte sich nicht ein. „*Im Gegenteil*“, schrieb Gumplowicz, „*ich fange an, an meinem Pessimismus zu zweifeln und mich zu Ihrem Optimismus zu bekehren. Sie stellen ja gar nicht dar, was die Menschen tun sollen, sondern was sie wirklich tun und wie sie dabei notwendig immer besser werden.*“

Wie groß die Wandlung bei Gumplowicz war, kann man daraus entnehmen, daß er anfang, für Wester Ward zu schwärmen, auf den ihn Ratzenhofer aufmerksam machte. Dieser amerikanische Naturforscher und Soziologe kam 1903 zum Geologenkongreß nach Wien. Er suchte Ratzenhofer auf, traf ihn aber nicht, wohl aber Gumplowicz in Graz, der über den Besuch berichtete. Ward erwartete das Äußerste von dem Fortschritt der Soziologie. In sozialer Hinsicht — so meinte er — stehe der Mensch heute noch im Steinzeitalter. Er gebraucht in naiver Weise die sozialen Einrichtungen, die ihm die Natur ohne sein Nachdenken gleichsam selbst in die Hand gab. Zu welcher Vollkommenheit werde es die Menschheit bringen, wenn sie erst auf die Gestaltung der sozialen Einrichtungen so viel geistige Arbeit verwendet haben wird, als auf die Verbesserung der primitiven Werkzeuge.

Natürlich war es wieder Gumplowicz gewesen, der zuerst in amerikanischen Journalen Ratzenhofers soziologische Werke besprochen, dadurch Ratzenhofers Bekanntschaft mit Albion Small vermittelt und dadurch indirekt den ersten Anstoß zu Ratzenhofers Amerikareise gegeben hatte. Im Sommer 1904 war Gumplowicz dem Freund bei der Redigierung seines Vortrags auf dem Kongreß zu St. Louis behilflich. Bei dessen Rückkehr wollte er ihm durch seine „Geschichte der Staatstheorien“ eine Freude machen. Nach dem plötzlichen Tode Ratzenhofers hat er an dessen Sohn Worte der Trauer gerichtet, welche bewiesen, daß in seinen Augen nicht nur die Wissenschaft einen Verlust erlitten hatte. Dies bewirkte, daß der Schreiber dieser Zeilen, der sich schon seit jeher dem geistigen Kampfgenossen seines Vaters aufs tiefste verpflichtet fühlte, zu Gumplowicz in ein persönliches Verhältnis mit der Absicht trat, seine gerührte Dankbarkeit zu bekunden.

Gumplowicz erwiderte den Ausdruck kindlicher Zuneigung mit wahrhaft väterlichem Wohlwollen. Er übertrug die freundschaftliche Hilfsbereitschaft vom Vater auf den Sohn, verstärkt durch eine persönliche Note, die im Verhältnis zum Vater gefehlt hatte. Er ermutigte ihn und unterstützte ihn bei der Herausgabe der „Soziologie“ aus Ratzenhofers Nachlaß und bewies ihm in allem und jedem so innige Teilnahme, daß der Umgang mit diesem bedeutenden Mann zu den beglückendsten Erinnerungen des Herausgebers zählt, der das Bedürfnis fühlt, an dieser Stelle seinen Gefühlen für Gumplowicz Ausdruck zu geben.

Es wurde schon erwähnt, daß bei Gumplowicz der soziale Optimismus, welcher der nach dem Entwicklungsgedanken orientierten Philosophie im all-

gemeinen eigen ist, nicht durchdringen konnte. Daran hatte ohne Zweifel sein trauriges Schicksal die Schuld. Nicht daß er sich andere Erfolge als Gelehrter und in seinem Beruf erwünscht hätte. Wurde er doch von einer großen Zahl begeisterter Schüler in allen Ländern verehrt und war doch durch ihn Österreich anerkanntermaßen in der Soziologie bahweisend geworden. Auf äußere Ehren aber legte er kein Gewicht. Man kann sich keinen bescheideneren Gelehrten denken als Gumpłowicz. Fast schien es ihm erwünscht, daß ihm manche Ehrung nicht zuteil wurde, welche auch weit weniger erfolgreichen Professoren nach dem Dienstalder zukommt. Er wurde weder zu akademischen Würden erwählt noch von der Regierung durch Titel und Orden ausgezeichnet. „Für die paar Gedanken“, so schrieb er Ratzenhofer, „die zufällig ihren Weg durch mein Gehirn genommen haben, bin ich reichlich entlohnt. Denn als mein Verdienst kann ich es doch nicht in Anspruch nehmen, daß ohne mein Zutun in meinem Hirn Kombinationen entstanden sind, welche die Außenwelt widerspiegeln. Dafür ist mir in meiner unabhängigen Professorenstellung reichlicher Lohn geworden, und es wäre undankbar, mehr zu verlangen.“

Als sein „Österreichisches Staatsrecht“ die zweite Auflage erlebte, lehnte er, der juristische Arbeiten stets niedrig taxierte, den Glückwunsch Ratzenhofers ab: „Die Arbeit rangiert“, so schrieb er mit maßloser Übertreibung, „ungefähr auf gleicher Stufe mit einem Büchlein: die Einrichtungen der k. k. Kriegsmacht von Oberleutnant Ratzenhofer, das als Kuriosum in meiner Bibliothek verwahrt wird. Man muß auch solche Bücher schreiben“ — setzt er gewissermaßen entschuldigend hinzu. Auch auf anderem Gebiet tat er sich auf literarische Erfolge nichts zugute. Als er aufgefordert wurde, seine „Soziologische Staatsidee“ neu herauszugeben, schrieb er, mit dem Aufbau des Büchleins nicht zufrieden: „Die erste Auflage war eine Gelegenheitschrift, nun ist die zweite eine Verlegenheitschrift.“

Im persönlichen Verkehr war er von verbindlichsten Formen und von liebenswürdigstem Entgegenkommen. Nie wollte er seine Anschauungen auf andere Weise zur Anerkennung bringen, als dadurch, daß er seine Partner sachte zur nochmaligen Überprüfung ihrer gegenteiligen Gründe anleitete. Im Briefwechsel mit Ratzenhofer war er stets der Nachgiebige, auch dort, wo er unzweifelhaft im Recht war. Bei der literarischen Vertretung der eigenen Anschauung aber war er von vollendetem Freimut. Seine Wahrheitsliebe kannte keinen Kompromiß. Was andere wohl dachten, aber ungesagt ließen — er sprach es aus; mit Vorliebe in drastischer Form. In prinzipiellen Fragen kannte er keine Zweideutigkeit und kein zaghaftes Schweigen. So zog er sich manche Gegnerschaft in akademischen Kreisen, manche Verfolgung seitens der Unterrichtsverwaltung zu. Schließlich geriet er in Konflikt mit der Hierarchie, und zwar bezeichnenderweise gerade mit jener, die trotz ihrer starren Orthodoxie von gelehrten Kreisen meist unangefochten bleibt, weil es als liberal gilt, sich blind gegen das reaktionäre Judentum zu stellen. Als er einmal das Gesetzeswerk Mosis inhaltlich auf seine Originalität durch einen Vergleich mit dem weit älteren Gesetzeswerk Hammurabis überprüfte, erfolgte eine Anzeige gegen ihn seitens der Rabbiner und eine Maßregelung durch den damaligen freisinnigen Unterrichtsminister. Diese Anfechtungen ließen ihn unberührt.

Wohl aber beugte ihn privates Mißgeschick. Zwei Söhne verlor er durch den Tod. Dem dritten und letzten, den er wegen seines liebevollen, begeisterungsfähigen Herzens zärtlich liebte, schien es lange Zeit nicht zu gelingen, in

dieser rauhen und ungerechten Welt heimisch zu werden. Er lebte nur mehr für seine Frau, dem einzigen Wesen, mit dem er sich mündlich über Philosophie unterhielt; er pflegte sie und las ihr täglich vor. Da befahl ihn ein schreckliches Leiden, dessen Natur er alsbald trotz der Ausflüchte des Arztes erkannte: der Zungenkrebs. Schon konnte er kaum mehr sprechen, seiner blinden Frau, die ihn nicht mehr sehen konnte, nichts mehr sein. Was sollte der Greis noch auf der Welt? Die Hilflose mit ihrem Jammer zurücklassen?

Schon längere Zeit hatte er sich mit dem Gedanken an den Tod befaßt. Er hatte gefunden, daß die Welt keinen Zweck hat. Zwecke setzen sich bloß die belebten Wesen. Jedes Ding hat Zweck nur in bezug auf ein anderes. Der Pflug ist für den Acker da, der Acker fürs Brot, das Brot zum Essen, das Essen zum Leben. Aber wozu ist das Leben da, wenn es für Kinder, Schüler, Mitmenschen nichts mehr ist? Da eine Person fehlt, auf deren Bedürfnisse es sich bezieht, können wir von einem Zweck des Menschen an sich nicht sprechen.

„Angesichts der Unbegreiflichkeit des Weltzweckes bleibt dem Menschen nichts übrig als Resignation, ein Sichbescheiden und Fügen in die Notwendigkeiten des Lebens und das natürliche Trachten, sich dasselbe, so gut es geht, zu verschönern, es vernünftig zu genießen, wenn es ihm aber zur Bürde wird, dieselbe leichten Herzens abzuwerfen. Wenn letzteres ohne Pflichtverletzung geschieht, kann es unmöglich eine unsittliche Handlung sein. Dem offenbaren Willen der Natur entgegenzukommen, ist höchste Moralität. Den Kranken und Lebensmüden ruft die Natur mit vernehmbarer Stimme in ihren Schoß zurück. Diesem Ruf Folge zu leisten und gesunden, lebensfrohen Menschen Platz zu machen, ist gewiß keine schlechte Tat. Eher eine Wohltat; denn Menschen gibt es nicht zu wenig auf der Erde, eher zu viel. In dieser Erwägung hat der individuelle Tod, obwohl er ein Ereignis des intimsten Privatlebens ist, eine gewisse Bedeutung auch für das soziale Leben. Er beschleunigt den naturgebotenen sozialen Stoffwechsel.“

Am 19. August 1909 ist Gumpłowicz, nachdem er alles aufs sorglichste geschlichtet, um niemandem Ungelegenheiten zu machen, vereint mit seiner Frau, stark und liebevoll aus dem Leben gegangen. —

Aus dem Personalakt Ludwig Gumpłowicz

K. K. Ministerium für Cultus und Unterricht.

Department Nr. IV

Nr 18369

Datum 1. November 1876 u. Z. 128

prä. 10. November

Decanat der rechts u. staatsw. Facultät in Graz berichtet über den Beschluß des Professorencollegiums auf Zulassung des Dr. Ludwig Gumpłowicz als Privatdozent für allgem. Staatsrecht.

Dr. G. hat zuerst um die *venia legendi* für Rechts- und Staatsphilosophie gebeten, welchem Ansuchen das Coll. nach dem Antrage des Referenten / Weihs / nicht nachgekommen ist. Hierauf bat G. um Zulassung als Pr.-Doc. für allgemeines Staatsrecht. Prof. Biedermann spricht sich in dem vorliegenden Referate im Allgemeinen günstig / namentlich über die Schrift G's „Robert Mohl als Rechts u. Staatsphilosoph“ / aus, gleichviel kann er nicht umhin, einige Bedenken gegen die Richtung u. den Standpunkt G's auszusprechen; die allerdings durch den Erfolg des Colloquiums gemildert oder ganz widerlegt worden zu sein scheinen.

⁹ Gumpłowicz, Sozialphilosophie im Umriß, S. 90 und 152.

Das Collegium beschloß demnach die Zulassung G's (am 1. November 1876).
Decanat der rechts u staatsw. Facultät. Graz

1. Aus dem Gutachten des Ministeriums:

Die von Gumplowicz vorgelegten Arbeiten / „Über Rasse u. Staat“ Wien 875 u über „Robert Mohl“ / machen keinen günstigen Eindruck; sie entbehren der wissenschaftlichen Tiefe u Gründlichkeit u sind mehr leicht geschriebene Journalaufsätze als wirklich wissenschaftliche Arbeiten. Die erstgedachte Schrift hat auch bei der Kritik eine sehr ungünstige Aufnahme gefunden. / Vgl. d. lit. Centralblatt 875 Nr 22. . . Das Professorencollegium hat sich den Schwächen der Arbeiten Gumplowicz nicht verschlossen, wie der Umstand bedeutet, daß es auf Grundlage eines Votums des Prof. Weihs den Beschluß faßte, G. für Rechtsphilosophie nicht zuzulassen und daß auch der Beschluß wegen Zulassung für allg. Staatsrecht ungeachtet der wohlwollenden Beurteilung in dem Referate des Prof. Biedermann nur per majorem erfolgte. Demungeachtet wäre der auf Zulassung beharrende Beschluß des Professorencollegiums zu bestätigen, weil am Ende doch diesem in Habilitationsfragen die erste Stimme zustehen muß und das zweifellos bestehende Recht des Ministeriums zur Würdigung auch der wissenschaftlichen Befähigung des Candidaten . . . nur in eklatanten Fällen in Widerspruch mit der Ansicht des Professorencollegiums zur Geltung zu bringen wäre. Schließlich ist noch zu bemerken, daß G. derzeit mit der Ausarbeitung eines Systems des allg. Staatsrecht beschäftigt ist, wovon ein Druckbogen beiliegt. Die wenigen Seiten lassen wol noch kein bestimmtes Urtheil über den Werth dieses Buches zu.

2. Minist. Ver. Bl.

Der Minister für Cultus und Unterricht hat den Beschluß des Professorencollegiums der rechts u. staatswissenschaftlichen Facultät der Universität zu Graz auf Zulassung des Dr. Ludwig Gumplowicz als Privatdocent für allgemeines Staatsrecht an der genannten Facultät bestätigt.
Wien 15. Dez. 1876.

Curriculum vitae.

Geboren im Jahre 1838 in Krakau besuchte ich daselbst die Normalschule, hierauf das Gymnasium u bezog nach zurückgelegten Gymnasialstudie u. bestandener Maturitätsprüfung im Jahre 1857 die Universität. Drei Jahre juristischen Studiums legte ich in Krakau zurück das vierte an der Universität in Wien.

Nach bestandenen strengen Prüfungen erlangte ich den Doctorgrad in Krakau. Von diesem Augenblick an ging praktische Juristen-Laufbahn mit wissenschaftlichem Studium und literarischen Arbeiten Hand in Hand. Was nun die Erstern anbelangt, war ich im Jahre 1862 in der Advocatenpraxis in Lemberg, 1863 in der Notariatspraxis in Krakau, wo ich im Jahre 1864 die Notariatsprüfung bestand. Im Jahre 1865 trat ich in die Gerichtspraxis in Wien ein wo ich beim Landes und Handels Gericht in Verwendung war hierauf wieder in die Notariatspraxis; im Jahre 1867 wurde ich zum K. K. Notariats Substituten in Krakau ernannt, in welcher Stellung ich 3 1/2 Jahre bis 1870 verblieb. Während der Zeit fungirte ich mich als Vertheidiger in Strafsachen und nachdem ich mir als solcher in Krakau einen ziemlich guten Ruf erworben lag ich dem Vertheidigungsamte mit Eifer ob bis zum Jahre 1875. Ich habe da unter anderem in der sensationellen Angelegenheit des gewesenen Reichsraths-abgeordneten Wyrobek mit ziemlich gutem Erfolg plaidirt. Nachdem ich im Jahre 1875 mein Domicil änderte und nach Graz übersiedelte ließ ich mich hier in die Vertheidigerliste eintragen.

So viel über meine praktische Juristenlaufbahn. — Während dieser ganzen Zeit bildete Rechts und Staatsphilosophie, Rechts u. Staatsgeschichte den ausschließlichen Gegenstand meiner Studien. Als erste Frucht derselben veröffentlichte ich in drei Monatsheften den, von dem Professorencollegium der Krakauer Universität herausgegebenen rechts und staatswissenschaftlichen Zeitschrift (. . . .) eine größere Abhandlung unter dem Titel: Der letzte Wille in rechtsgeschichtlicher und philosophischer Entwicklung. (. . . .) die ich hier . . . beischließe. Ich stand damals sehr unter dem Einfluße der Hegel'schen Philosophie, und diese Abhandlung lehnt sich an das Gans'sche Erbrecht an. Ich nahm dann längere Zeit Antheil an einer großen politischen Zeitung in Krakau, „Kraj“, für die ich viele Abhandlungen juristischen und staatswissenschaftlichen Inhalts schrieb die auch kurze Zeit unter meiner Redaction erschienen. Doch brachten mich meine staatsrechtlichen Ansichten bald in unversöhnbaren

Contract mit meinen Landsleuten und mit der ultranationalen Presse, was mich schließlich bewog der laufenden Politik zu entsagen und nach Graz zu übersiedeln. Von Arbeiten in deutscher Sprache kann ich leider nur eine einzige vorbringen. Es ist das eine im Jahre 1875 bei Manz in Wien erschienene Schrift „Race u. Staat“. Wie meine erste Arbeit über den letzten Willen eine Frucht des Studiums der Hegel'schen Philosophie war, so ist diese letzte 1875 erschienene (doch schon 1873 geschriebene) eine Frucht der Studien der neueren an die Naturwissenschaften anknüpfenden Philosophien. Ich machte darin den Versuch, die Rechts und Staatsphilosophie auf die neuesten Resultate der Naturwissenschaft zu gründen. Ich bin es mir heute vollkommen bewußt daß dieser Versuch mißglückt ist. Doch hat mir das Studium der verschiedenen nach einander gefolgten Rechts- und Staatsphilosophien den Nutzen gebracht daß ich sie kennen gelernt habe, und je mehr ich nacheinander den Einflüssen der einzelnen Systeme erlegen bind: desto objektiver glaube ich sie heute darstellen zu können.

Diese Darstellung aber der aufeinandergefolgten rechts und staatsphilosophischen Systeme und ihres Zusammenhanges untereinander: scheint mir heute die einzige Aufgabe der Rechts- und Staatsphilosophie zu sein.

(Lebenslauf Gumplowicz, seinem Ansuchen vom 12. Februar 1876 um „Ertheilung der venia legendi für Rechts- und Staats-Philosophie“ beigelegt, „welchem Gesuche das Collegium in seiner Sitzung vom 17. Mai 1876 . . . keine Folge gegeben hat“, bzw. beigelegt seinem zweiten Gesuche vom 9. Mai 1876 mit der Bitte, „ihm die venia legendi für allgemeines Staatsrecht zu ertheilen“, welches Gesuch das Professoren-Collegium — nach Ansicht der Mehrheit der Votanten — befürwortete.)

K. K. Ministerium für Cultus und Unterricht.

Nr. 12389

Datum 21 Juli 1882 u. Z. 2873

praes 22 Juli

Departement Nr. IV

Allh. Entschließung.

Ich ernenne den Privatdocenten Dr Ludwig Gumplowicz zum außerordentl. Professor des allgemeinen Staatsrechtes u. der Verwaltungslehre an der Universität in Graz mit dem Jahresgehälte von eintausendzweihundert Gulden nebst der systemmäßigen Aktivitätszulage u. zwar mit der Rechtswirkung vom 1 Jänner 1882

Franz Josef m. p. —

(Der beiliegenden Entschließung gingen verschiedene Akte voraus, unter anderem eine Rückfrage in Lemberg, auf die folgende Stellungnahme erfolgte):

Staatthaltereipräsidium

in Lemberg

Eure Excellenz!

Mit Beziehung auf den Hohen Erlaß vom 25. Mai d. J. Zl. 7994 gebe ich mir die Ehre, Eurer Exzellenz zu berichten, daß Dr. Ludwig Gumplowicz, Sohn des Kaufmanns und Hauseigentümers Abraham Gumplowicz, bis zum Jahre 1874 in Krakau domicilirte und in den Jahren 1870 bis 1873 Redakteur und Herausgeber der politischen Zeitschrift „Kraj“, welche oftmals die öffentlichen Angelegenheiten in einer nicht das gehörige Maß haltenden Weise besprach, war. —

Vor und nach seiner Tätigkeit als Redakteur befaßte sich Dr. Gumplowicz nicht mit der Politik und gab auch sein staatsbürgerliches Verhalten keinen Anlaß zu misliebigen Wahrnehmungen. —

Sein moralisches Verhalten war stets vollkommen korrekt. —

Genehmigen Eure Excellenz den Ausdruck der ausgezeichnetsten Hochachtung. —
Lemberg, 19. Juni 1882 Potoski

An Seine Exzellenz, k. k. wirkli-
geheimer Rath, k. k. Minister für Kultus
und Unterricht, —
Herrn Freiherrn Conrad v. Eybesfeld
in Wien.

Auszug aus dem diesbezüglichen Allerunterthänigsten Vortrag des treuehorsa-
msten Ministers für Cultus und Unterricht, Sigmund Freiherrn Conrad von Eybesfeld vom
13. Juli 1882:

...Nachdem auch das politische und moralische Verhalten des Dr. Gumpowicz, wie die von mir einvernommenen Statthalter für Galizien und Steiermark in ihren bezüglichen... Berichten... zu meiner Kenntnis gebracht haben, correct war, der vom Statthalter für Galizien hervorgehobene Umstand aber, daß Gumpowicz 1870—1873 Herausgeber und Redacteur der politischen Zeitschrift Kray war, welche oftmals die öffentlichen Angelegenheiten in einer nicht das gehörige Maß haltenden Weise besprach, wohl schon mit Rücksicht, daß seither fast ein Decennium verstrichen ist, dem Dr. Gumpowicz nicht zum Nachtheile anzurechnen sein dürfte...“

Eure Exzellenz!

Infolge meines anfangs Mai l. J. überreichten Gesuches um Gewährung eines Urlaubs für das Wintersemester 1907/8, ist vom hohen Ministerium durch Vermittlung der hiesigen Statthalterei an das Dekanat die vertrauliche Anfrage gerichtet worden: ob ich meine Lehrtätigkeit im sog. „Ehrenjahr“ fortzusetzen gedenke? Mit Bezug darauf erlaube ich mir Ew. Excellenz gegenüber die Erklärung abzugeben, daß ich an eine solche Fortsetzung meiner Lehrtätigkeit absolut nicht denke, was doch schon aus dem Tenor meines Gesuches worin ich mir besagten Urlaub für den „Schluß meiner akademischen Laufbahn“ erbeten habe, hervorgeht.

Genehmigen Ew. Excellenz den Ausdruck
ausgezeichneter Hochachtung
mit dem ich verbleibe Ew. Excellenz
ergebenster
Gumpowicz

Graz d. 14/6 1907

Seiner Excellenz H. Unterrichts Minister Dr. Marchet
in Wien.

K. K. Ministerium für Kultus und Unterricht.

Nr. 12767

Datum 13. März 1908 u. Z. 8 660

praes 18. „ 2

Statthalterei für Steiermark

unterbreitet die Dokumente sowie die Dienstbeschreibung und Ruhegebühernachweisung des ordentlichen Professors der Verwaltungslehre und des österreichischen Verwaltungsrechtes an der Universität in Graz Dr. Ludwig Gumpowicz. —

Prof. Gumpowicz hat am 8. März d. J. sein 70. Lebensjahr vollendet und hat sohin im Sinne des Ges. vom 9. April 1870 R.G.BL. Nr. 47, nachdem er erklärt hat im S.S. 1908 keine Vorlesungen mehr abzuhalten, mit Ende des W.S. 1907/8 in den bleibenden Ruhestand zu treten...